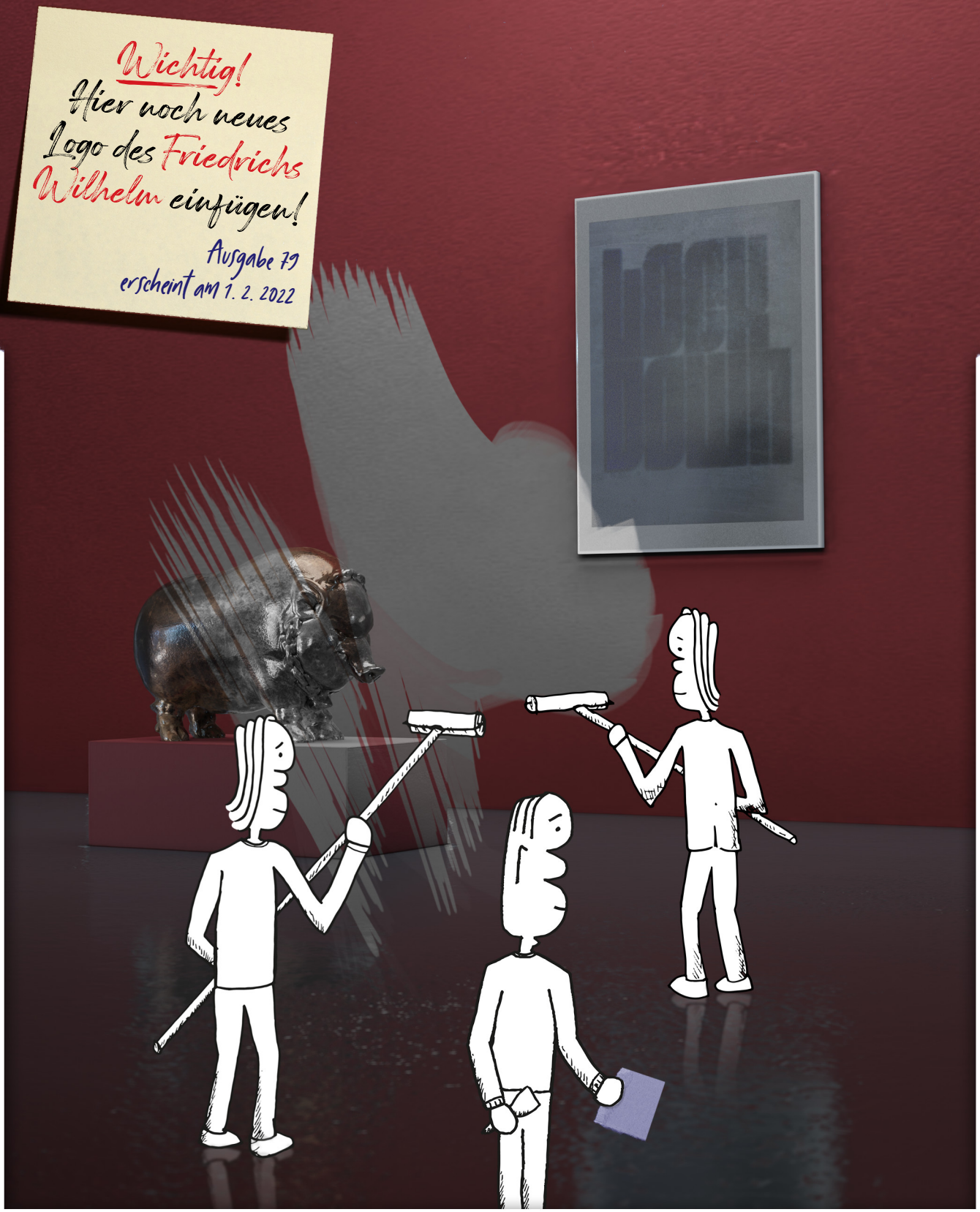


Farbe

Es war nicht immer alles so schön bunt hier

Poesie

Nach Goethe kommt Gorman – mehr als nur Gedichte

Schwarz

Betrachtung einer Subkultur

AStA Universität Bonn

Editorial

Willkommen zurück liebe Leser:innenschaft!

Wie ihr vielleicht schon erkannt habt, starten wir voller Tatendrang ins neue Jahr und werden unser Titelblatt etwas umstrukturieren. (Seid gespannt auf das nächste Heft!) Außerdem wird unser Innenteil in Zukunft mit etwas mehr Schwarz-Weiß-Seiten auf euch warten, was uns dazu verleitet hat, diese ganze Ausgabe dem Thema „Schwarz-Weiß“ zu widmen. Schwarz-Weiß muss sich hierbei nicht nur auf den offensichtlichen Farbkontrast beziehen, sondern ist ein Sinnbild für so viel mehr Kontraste in unser aller Leben. Allein montägliche Spaziergänge in Bonn und ganz Deutschland weisen Kontraste in dem Verständnis von Solidarität und Wissenschaft auf und auch wir wurden jüngst bei einer aufschlussreichen Blattkritik mit dem Kontrast zwischen Generationen konfrontiert, welcher sicherlich auch euren Alltag regelmäßig prägt. Ob der Umgang mit Sprache oder das Verständnis von Arbeitsmoral, viele Themen können spalten und uns zeigen, wie unterschiedlich wir doch denken. Doch darf man bei dem vielen Unverständnis, das solchen Kontrasten oft beiwohnt, doch nicht vergessen, dass Kontraste dem Leben Tiefe verleihen. Man sollte einfach nur dafür sorgen, dass diese nicht weiterhin verletzen, einschränken und an Respekt mangeln.

Wir hoffen, euch gefällt unsere Ausgabe und wünschen euch wie immer viel Spaß beim lesen!

Melina Duncklenberg

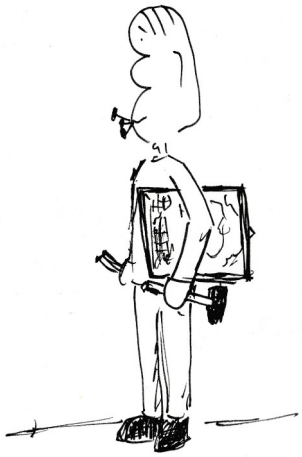
In dieser Ausgabe

Geschichte
Über die Entwicklung der Farbe im technischen Wandel **3**

Kunst & Kultur
Macht weiße Flecken sichtbar: Zum ersten Mal stellt eine Schwarze Künslterin im K20 aus. **5**

Literatur
Amanda Gorman: welche Wahrheiten sie uns in ihrem neuen Buch offenbart **8**

Kolumne
Die Schwarze Szene – mystisch, satanistisch oder ganz „normal”? **10**



Impressum

Redaktion:

Jan Bachmann
Ronny Bittner
Melina Duncklenberg
Helene Fuchshuber
Simeon Gerlinger
Lily Hußmann
Samuel F. Johanns
Milan Nellen
Tom Schmidtgen
Dorit Selting
Clemens Uhing

Figuren:
Jan Bachmann

Titelbild & Rückseite:
Samuel F. Johanns & Ronny Bittner

V.i.S.d.P.:

Jonathan Andraczek
Vorsitz | AStA der Universität Bonn

Kontakt: fw@asta.uni-bonn.de

www.asta-bonn.de
facebook.com/AStA.UniBonn

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzungen von Artikeln und Leserbriefen vor.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Verwendete 3D Modelle aus Fremdquellen:
Skulptur Schwein - Malaiische Künster:innen 14-15 Jahrhundert. Scan: 1980.16 Piggy Bank, Cleveland Museum of Art (Sketchfab)
Skulptur Teilakt - Surprised - Jean-Antoine Houdon (1741–1828). Scan: Malopolska`s Virtual Museums (Sketchfab)
Museumsbesucher: Person, 3D Hubs (Sketchfab)

FARBLOS

Ein Bunter Streifzug in Schwarzweiß

Bereits ganz ohne das Zutun von uns Menschen ist die Welt farbig: Denken wir an bunte Blüten, die Insekten anlocken sollen, an grelle Farben, durch die Tiere und Pflanzen vor ihrer eigenen Giftigkeit warnen, oder zum Beispiel an das Chamäleon, das die verschiedensten Farben annehmen kann, um sich zu tarnen.

Farblos hingegen ist übrigens das Coronavirus, da es kleiner ist als die Wellenlänge des sichtbaren Lichtes.

Wir Menschen, die wir unentwegt unsere Welt gestalten, gestalten sie natürlich auch farbig. Teils ganz ohne Absicht, teils bewusst. Aus Zweckmäßigkeit oder aus gutem und schlechtem Geschmack. Ebenso vielfältig wie die bunte Welt der Farben selbst ist das, was man mit ihnen vermitteln kann: Sei es ein blauer Brief — den manche noch aus der Schulzeit kennen — eine rote Ampel, die grüne Partei oder eine gelbe Karte.

Eine Bedeutung haben können aber nicht nur einzelne Farben bzw. irgendwelche Farbkombinationen, sondern auch Farbigkeit insgesamt, etwa als Symbol für Vielfalt.

Keine Farbe

Gleiches gilt für die Abwesenheit von Farbe, zum Beispiel bei schwarzer Trauerkleidung. Das Tragen von ausschließlich schwarzweißer Kleidung war auch bei vielen Calvinist:innen lange Zeit üblich. In feudalen Gesellschaftsordnungen war es den Bauern und Bäuerinnen oftmals sogar verboten, farbige Kleidung zu tragen.

Auch da, wo sie nicht beabsichtigt ist, hat die Abwesenheit von Farben ihre Wirkung: Denken wir an grauen Asphalt, grauen Beton, grauen Alltag, gräulich, grausam, grauenhaft.

Eine besondere Bedeutung haben Farben oder ihre Abwesenheit freilich in Bildern, die ja ihrem Wesen nach nur aus Farben (hier seien Schwarz und Weiß einmal eingeschlossen) bestehen. Insbesondere bei der Vervielfältigung von Bildern war die Abwesenheit von Farbe lange kein Stilmittel, sondern technisch bedingt.

Schwarz und Weiß und Grau

Am Ende des Mittelalters verbreitete sich der Holzschnitt in Europa, neben Texten konnten nun auch Grafiken in hohen Auflagen in den neu entstandenen Druckereien gedruckt werden. Die Bilder bestanden meist aus schwarzer Druckerfarbe auf weißem Papier, Graustufen standen nicht zur Verfügung. Man behalf sich mit Schraffierungen. Andere Druckverfahren, wie etwa der Kupferstich, ermöglichten zwar wesentlich detailreichere Drucke, Graustufen fehlten jedoch auch hier.

Mit der im 18. Jahrhundert entwickelten Aquatinta-Technik wurde es dann aber endlich möglich, auch Halbtöne zu drucken: Zum Schwarz und Weiß kam also das Grau. Angewandt wurde dieses recht aufwändige Verfahren für Kunstdrucke.

Zur massenhaften Darstellung von Bildern etwa in Zeitungen sind und waren derartige Verfahren freilich viel zu aufwändig. Mit der Autotypie — auch Netzätzung genannt — stand aber ab 1880 ein Verfahren zur Verfügung, mit dem man auf fotografisch-chemischem Weg ein Bild (also auch eine Fotografie) mit Graustufen in eine Druckform umwandeln konnte, in der die verschieden hellen Flächen mit entsprechend großen Pünktchen ausgefüllt werden. Für das menschliche Auge entsteht so — aus einiger Entfernung — die Illusion einer Graustufe.

Schwarzweiß ist nicht gleich Schwarzweiß

Für uns heute unterscheidet sich ein Schwarz-Weiß-Foto von einem Farbfoto durch das Fehlen der Farben — diese recht banale Tatsache würde es natürlich gar nicht verdienen gesondert hervorge-

»Der Übergang hin zum Farbfernsehen zog sich allerdings nicht nur aufgrund der hohen Kosten in die Länge. Diskutiert wurde auch, **ob** bestimmte Sendungen **überhaupt** in Farbe ausgestrahlt werden müssten.«

hoben zu werden, wenn, ja wenn dies nicht einmal anders gewesen wäre. Bei der heutzutage verbreiteten sog. panchromatischen Sensibilisierung werden die Farben des sichtbaren Lichtes in entsprechende Graustufen umgewandelt — helle Farben werden zu einem hellen Grau, dunkle Farben zu einem dunklen Grau. Bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts wurden jedoch meist Filme mit einer sog. orthochromatischen Sensibilisierung verwendet.

Derartiger Film ist empfindlich für die Farben des sichtbaren Lichtes, jedoch nicht für die Farbe Rot und für ultraviolettes Licht, das für das menschliche Auge unsichtbar ist. Die Graustufen werden hierdurch anderes dargestellt, als wir es gewöhnt sind: So erscheint beispielsweise ein dunkles Blau als hellgrau, ein helles gelb hingegen wird dunkelgrau.

Farbe im Film

Dass bei der Fotografie die Farben in der Wirklichkeit nicht nur zwangsweise nicht ihren „natürlichen“ Graustufen entsprechen sondern — bei der Farbfotografie — nicht als solche wiedergegeben werden müssen, merkt man beispielsweise dann, wenn man das gleiche Motiv mit verschiedenen Sorten Film fotografiert.

Bevor es möglich oder erschwinglich war, Bilder und Filme in Farbe zu fotografieren, behalf man sich etwa mit — mehr oder weniger gelungenen — Kolorierungen. Bei Portraits war es immer wieder Mode, nur bestimmte Partien — etwa die Lippen — dezent zu kolorieren. Großen Eindruck auf das Publikum machte etwa Sergei Eisensteins Film „Panzerkreuzer Potemkin” von 1925, in dem die gehisste rote Fahne auch tatsächlich rot ist. Die rote Farbe musste von Hand auf jedes einzelne Bild in jeder Kopie des Films aufgetragen werden.

Frühe Farbaufnahmen wurden zum Beispiel durch Fotografieren mit verschiedenen Kameras mit entsprechenden Farbfiltern, aufwändiges Umkopieren oder dem Zweifarbenfilm gedreht. 1935 kam dann mit dem berühmten Kodachrome der erste brauchbare Farbfilm auf den Markt. Da Farbabzüge sehr teuer waren und der Rollfilm ab den 30er Jahren mehr und mehr durch den Kleinbildfilm — auf dem man eine vielfache Anzahl von Bildern aufnehmen kann — verdrängt wurde, entwickelten sich in der Nachkriegszeit Diavorführungen mehr und mehr zu einer Landplage. In Benimmbüchern wurde das Problem thematisiert: Man solle doch bitte bedenken und Verständnis dafür haben, dass Bilder — ob aus dem eigenen Urlaub oder von der Einschulung der Kinder —, die man selber sehr interessant und wichtig findet, für andere Menschen vielleicht gar nicht so spannend seien.

Bemerkenswert dabei ist freilich, dass die Anzahl der Bilder, die unsere Eltern und Großeltern aus gesellschaftlichem Zwang heraus betrachten mussten, wohl weit unter der jener Bilder liegt, die sich heute viele Zeitgenoss:innen freiwillig in den sozialen Medien ansehen.

Schwarz-Orange im Fernsehen

Bei den ersten öffentlichen Fernsehvorführungen in den 20er Jahren und auch bei den ersten Fernsehsendungen, wie etwa denen, die die BBC ab 1931 ausstrahlte, konnten die wenigen Zuschauer:innen zwar kein farbiges, aber auch kein schwarzweißes Bild bestaunen: Die Bildzerlegung im Sender und die Darstellung des Bildes im Empfänger erfolgte noch auf elektromechanischem Wege. Auf einer rotierenden sog. Nipkow-Scheibe waren spiralförmig Löcher angebracht, hinter der Scheibe befand sich eine Fotozelle. Diese Zelle tastete das Bild, das — wie bei einer Kamera — auf einen kleinen Ausschnitt der Scheibe geworfen wurde, Zeile für Zeile ab.

Im Empfänger wurden die so erzeugten Signale durch eine meist orangene Glimmlampe, vor der sich ebenfalls eine rotierende Nipkow-Scheibe befand, sichtbar gemacht. Rotierten die Scheiben im Sender und Empfänger absolut synchron, konnten bewegte Bilder übertragen werden. Die Bilder waren nur wenige Quadratzentimeter groß, Orange und Schwarz, und hatten etwa 30 Bildzeilen bei 15 Bildwechseln in der Sekunde.

Dieses System wurde schließlich durch das vollelektronische Fernsehen mit Kathodenstrahlröhre — an das sich die Älteren erinnern — ersetzt. Diese lieferte ein klareres und mit 441 und später 625 Zeilen auch höherauflösendes Bild in echtem Schwarzweiß. 1967 wurde dann in der Bundesrepublik das Farbfernsehen eingeführt. Eine besondere technische Herausforderung bei der Entwicklung bestand darin, das Farbsignal so zu gestalten, dass es in den bereits älteren Fernsehgeräten als althergebrachtes Schwarzweißbild wiedergegeben werden konnte. Da Farbfernseher sehr teuer waren, blieben Schwarzweißgeräte aber noch Jahrzehnte im Handel.

Der Mehrwert von Farbe

Der Übergang hin zum Farbfernsehen zog sich allerdings nicht nur aufgrund der hohen Kosten in die Länge. Diskutiert wurde auch, ob bestimmte Sendungen überhaupt in Farbe ausgestrahlt werden müssten. Bei den Nachrichten etwa, in denen es ja darum geht, Ereignisse im Bild zu dokumentieren, sei keine Farbe nötig. Gleiches gelte für die Übertragungen aus dem Bundestag.

Bei der Einführung des hochauflösenden Fernsehens vor einigen Jahren suchte man derartige Debattenbeiträge vergebens. Dabei strömt ja aus den inzwischen vulgär großen Fernsehgeräten dank all der neuen technischen Möglichkeiten eine stete Bildgewalt auf die Menschen ein: Darstellungen werden ästhetischer — oder entsprechen zumindest mehr einer verbreiteten Auffassung von Ästhetik — Animationen werden realistischer. Ob sich daraus ein Mehrwert, ein Nutzen für das Publikum ergibt, wird nicht gefragt.

Die Redaktion der Tagesschau verzichtete anfangs auf eine:n sichtbare:n Nachrichtensprecher:in, die Bilder wurden aus dem Off kommentiert, wozu sollen die Zuschauer:innen die:en Sprecher:in ansehen müssen? Bei den in den 60er Jahren beliebten Dokumentarspielen, bei denen historische Vorgänge nachgespielt wurden, setzte man bewusst auf nur angedeutete Kulissen und Elemente des Theaters. Heute werden in ähnlichen Formaten fotorealistische Bilder verwendet, die eine Authentizität vorspielen, die sie ganz zwangsläufig niemals haben können.

Die Schwierigkeiten, mit der steten Bilderflut — ob nun in den sozialen Medien, im Internet oder im Fernsehen — löst man sicher nicht durch Maschinenstürmerei. Die technische Entwicklung in diesem Bereich ist rasant und bietet uns immer neue wunderbare Möglichkeiten.

Nur hat leider die Entwicklung unseres Bewusstseins zum Umgang mit Medien mit der technischen Entwicklung nicht mitgehalten. ***|| Jan Bachmann***

Foto: Achim Kukulies (K20)

Anmerkung:
Im vorliegenden Text sind die Bezeichnung »Schwarz« und »Weiß« absichtlich groß geschrieben, wenn es sich um die Bezeichnung einer Hautfarbe bzw. eines Menschen mit dieser Hautfarbe handelt, um einen Unterschied herzustellen zu den reellen Farben schwarz und weiß, welche nicht mit den Hautfarben eines Menschen zu vergleichen sind.

Bericht

Mal keine Schwarz-Weiß-Malerei

Lynette Yiadom-Boakye stellt als erste Schwarze Malerin im K20 in Düsseldorf mit einem ganz besonderen Licht alle davor gewesenen Künstler:innen in den Schatten.

Gute Ausstellungen sind wie spannende Spaziergänge.

Du läufst an Gemälden vorbei, erkennst Bekanntes wieder und entdeckst zuvor Unsichtbares.

Aber du läufst eben nicht nur an ihnen vorbei, sondern gewissermaßen auch *durch sie hindurch*:

Links der durchdringende Blick eines Nahpotraits, rechts die chaotische Ruhe eines unaufgeräumten Stillebens und alles scheint auf das Ende des Ganges vor dir zu zeigen, wo still die tosende Landschaft einer brüchigen Küste prangt, und dessen Wind auch in den übrigen Kunstwerken die Farbtupfer mit sich zu ziehen scheint und dir jegliche Gegenwarts-Gedanken aus dem Kopf pustet.

Eine so gelungene Ausstellung findet sich auch aktuell im Düsseldorfer K20. Dort stellt Lynette Yiadom-Boakye unter dem Titel „Fliegen im Verbund mit der Nacht“ ihre zeitgenössische Malerei aus. Obwohl sie die erste Schwarze Frau ist, die ihre Werke im K20 zeigt, reduziert niemand ihre Arbeit auf ihre Hautfarbe und schmückt sich mit schwarzen Federn. Im Museum ist keine prätentiöse Reflektiertheit zur Schau gestellt, denn die Bilder sprechen für sich.

»Schwarz ist selbstverständlich **nicht gleich schwarz** in ihren Bildern, sondern ein Zusammenspiel von **allen** Farben, in ihrer dunkelsten Stufe, die Geheimnisse verbirgt und sich mit ihrer Umgebung vereint, um eine **vielschichtige**, bunte Realität zu zeichnen, die eben nicht grell wirkt.«

Zu sehen sind also ausschließlich Schwarze Menschen, in ihrer Wahrhaftigkeit wunderschön.

Und das, obwohl sie alle fiktiv sind.

Man kann das gar nicht glauben, denn sie erscheinen so viel greifbarer als die Gesichter auf klassischer (und ziemlich weißer) Malerei der europäischen Kunstgeschichte, wo die Personen sogar stundenlang in ungemütlichen Posen Potrait sitzen mussten.

Aber vielleicht werden die Gemälde der Künstlerin eben deshalb viel nachvollziehbarer, weil sie direkt aus ihren Ideen und ihrem Genie entspringen.

Sie hat die Menschen nicht immer klar nach Geschlecht und Alter differenziert, aber fordert auch nicht dazu auf, diese Details herausfinden zu wollen. Es spielt keine Rolle, ob junge Frauen oder alte Männer zu sehen sind, sie können nichtdestotrotz stolz anmuten und eine authentische Ästhethik darstellen.

Die Bilder sind zeitlos und modern zugleich.

Modern, weil die Figuren in alltäglichen, uns bekannten Gewändern erscheinen, zum Beispiel in einfach gestreiften Shirts, die Kritiker:innen ebenso an James Baldwin als auch an James Dean erinnern.
Zeitlos, weil die Handlungen, die die Figuren vollziehen (lachen, rauchen, tanzen, Kaffee trinken, auf Sofas sitzen) genauso gut heute oder vor zehn Jahren stattgefunden haben könnten und so nie vorbei sind, sondern sich unaufhörlich weiter abspielen; im gegenwärtigen Moment aber auch im Morgen.

Man vergisst ganz, dass die Künstlerin ihre Werke jeweils an einem Tag entstehen ließ.
Sie ist ebenfalls Schriftstellerin und gibt ihren Gemälden zeitweise poetische Titel (etwa „Tie the Temptress to the Trojan“ oder „To Improvise a Mountain“).
Dann wiederum lassen sich Gemälde finden, unter denen einfach „Tuesday 11pm“ steht.

Hierdurch bekommt man einen direkten Bezug, man fragt sich selbst, was man so dienstagabends anstellt und wird sich bewusst, wie viel schlichte Magie und spannende Normalität in gewöhnlichen Nächten von Montag bis Freitag liegt.

Die konkrete Betitelung hindert die Bilder dennoch nicht an ihrer Zeitlosigkeit.

Man kann sie eher mit mittelalterlicher Ikonen-Malerei vergleichen. Auf Ikonen waren Heilige vor leeren Umgebungen abgebildet, sodass nicht erkennbar ist, wo und wann sie sich befinden. Auch bei Yiadom-Boakye haftet den Figuren keine bildimmanente Zeit an, sodass sich die Figuren auf leichten Sohlen in unser Bewusstsein schleichen und uns selbst aus der Gegenwart herausstehlen.

Die Bilder zeigen, was wir durch überrepräsentierte Weißheit alles verpasst haben.

Wir sehen eine besondere Technik, die nur möglich wird, wenn die Farben umgedreht werden.

Auch wenn die Bilder dunkel aussehen, kann man leise das helle Lachen hören. *Foto: Achim Kukulies (K20)*

So finden sich auf der Leinwand noch weiße Stellen, die der Farbe mehr Leuchtkraft geben. Man sieht die Abstufungen von vollem Braun, purem Purpur, dämmrigem Blau und samtigem Smaragd nicht in direkter Konfrontation zueinander, sondern auf dem Umweg über dieses Weiß.

Kleine Leeren der Leinwand, Stellen unterhalb einer Augenbraue oder zwischen den Lippen (die unüblich für Malerei auch Zähne zeigen) wirken nicht etwa vergessen, sondern absichtlich unberührt, um uns zu zeigen, wie viel Leben andererseits in der festen Finsternis des Restes steckt.

Schwarz ist selbstverständlich nicht gleich Schwarz in ihren Bildern, sondern ein Zusammenspiel von allen Farben, in ihrer dunkelsten Stufe, die Geheimnisse verbirgt und sich mit ihrer Umgebung vereint, um eine vielschichtige, bunte Realität zu zeichnen, die eben nicht grell wirkt. So strahlt das Bild eine Gelassenheit aus, weil die heruntergedrehte Beleuchtung die Botschaften schlicht bewahrt, statt sie den Betrachtenden durch plakative Offenbarung aufzudrängen.

Die Bilder sind erfrischend schlicht.

In der historischen Malerei wurde das Portrait als Zurschaustellung von Attributen und Accessoires gesehen, quasi als Untermalung des bodenlosen Besitzen-Wollens. In den Bildern von Yiadom-Boakye lassen sich wenige solcher Verzierungen finden. Wo besonders Gesichter wiedererkennbar hervorstechen, lässt sie unwichtigere Teile des Bildes, wie etwa die Beine, sogar gänzlich unklar und verwischt. Die Hintergründe sind nur angedeutet, was die Räume öffnet. Die Figuren könnten gleichzeitig fernab und im eigenen Wohnzimmer sitzen.

Aber nicht nur der Raum in den Bildern selbst wird genutzt, sondern auch der Raum des Museums drumherum.

Das K20 hat die Gemälde raffiniert angeordnet, in dem Wissen, dass Bilder nie durch ihre Rahmen begrenzt sind, sondern durch ihre Umgebung wirken.

Die Figuren schauen nicht nur die Betrachtenden an, sondern in den Raum hinein und führen kleine, stille Unterhaltungen miteinander, denen man als Besucher:in mit den Augen zuhören kann. Die Geschichten, die die Bilder erzählen, sind fesselnder als jeder beiläufige Netflix Block-Buster.

Wer von sonst allumfassendem Entertainment nicht mehr daran gewöhnt ist, etwas rein visuell wahrzunehmen, kann die Kopfhörer für den Musuemsbesuch einpacken. Die Künstlerin hat nämlich am Anfang des Rundgangs einen unscheinbaren QR-Code angebracht, der euch direkt zu ihrer Spotify-Playlist bringt.

Besonders in Kontrast zur ständigen Sammlung des K20, die historisch bedingt hauptsächlich die Weiße Seite der Geschichte erzählt, ist es schlussendlich umso erfreulicher, dass es nun auch die Räume für diese Künstlerin mit ghanaischen Wurzeln geöffnet hat.

Denn während von alten Malereien langsam die Farbe abblättert und sie mir nur noch wie ganz schöne pictures vorkommen, entdecke ich bei Yiadom-Boakye echte paintings, die unser Gegenwartsverständnis in den schönsten und ehrlichsten Farben einfangen. ***|| Dorit Selting***

Die Ausstellung „Lynette Yiadom-Boakye. Fliegen im Verbund mit der Nacht“ kann bs zum 13.2.2022 im K20 (Altstadt Düsseldorf) besucht werden. Der Eintrittt für Studierende beträgt 10 € und ist am jeweils 1. Mittwoch im Monat zum Kunstabend kostenlos

» Die Figuren schauen nicht nur die Betrachtenden an, sondern **in den Raum hinein** und führen kleine, stille **Unterhaltungen** miteinander, denen man als Besucher:in mit den Augen zuhören kann. «

Foto: Achim Kukulies (K20)

Flaschenpost fürs Futur

Welche Worte im neuen Gedichtband von Amanda Gorman aus Amerika herüberschwappen

Mit “Call Us What We Carry” gibt es neue Zeilen der Zukunft von Amerikas jüngster inaugural Poetin:

Viele erinnern sich noch an Amanda Gorman, die sensationell selbstbewusst auftretende Dame in Gelb.

Mit 23 Jahren, viel mehr als nur einem hübschen Gesicht und Schwarzer Hautfarbe stand sie auf der Bühne und richte sich an uns alle, nicht nur an Joe Biden, Kamala Harris und den kuschelig behandschuhten Bernie Sanders.

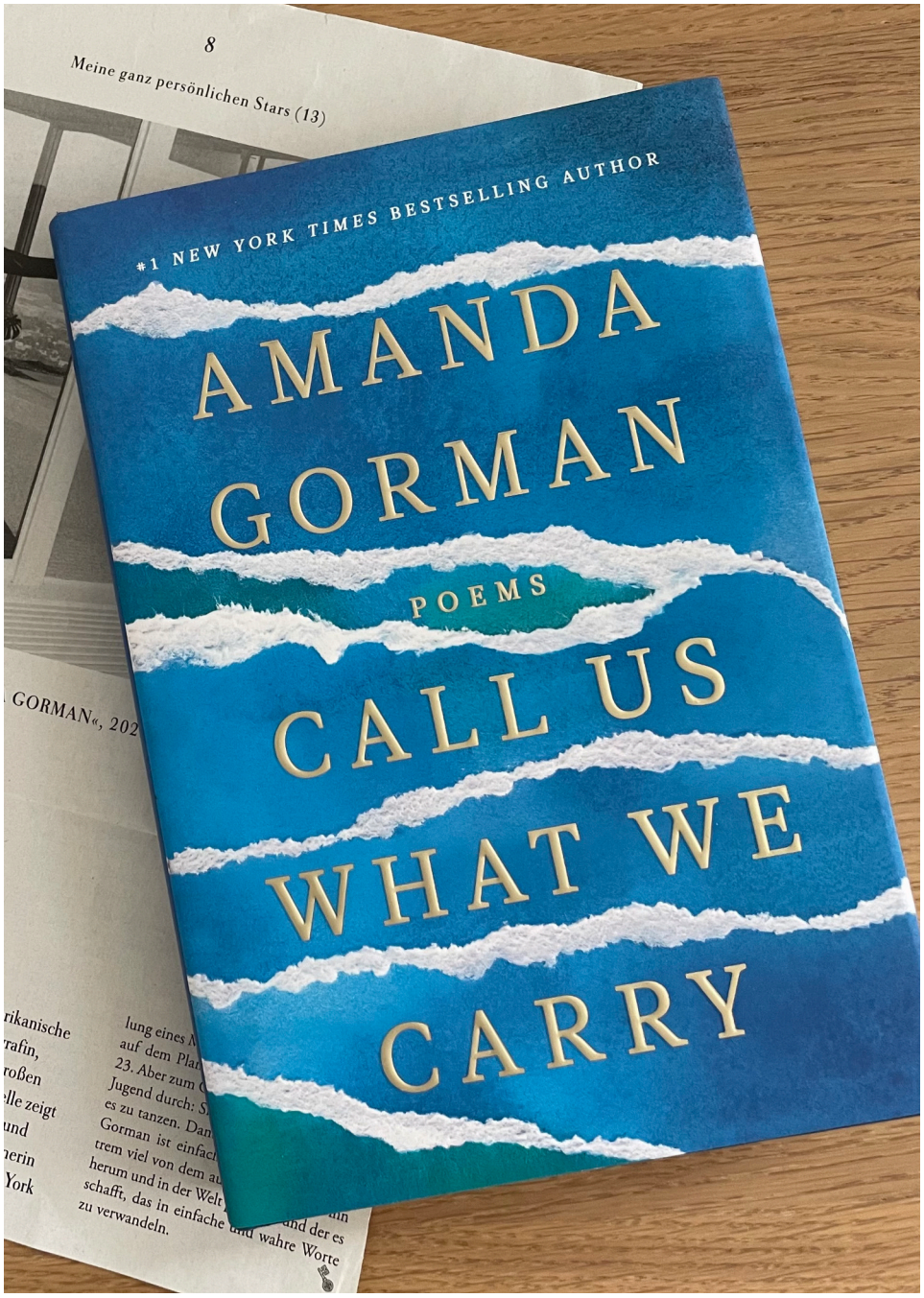
Mit ihren Händen zauberte sie, tanzte in Gesten und baute so eine Brücke über gleichklingende, aber verschieden bedeutende Wörter, auf der Sätze schon fast zu schnell sausten, so viel Inhalt wie sie transportieren.

Es macht aber unleugbar viel Spaß, sich von ihren Zaubersprüchen fesseln zu lassen und einfach nur diesem sehr klugen Strom an Sinn dabei zuzusehen, wie er sich seinen Weg in die Gedanken sucht und dort einmal gründlich aufräumt.

Das ist jetzt fast ein Jahr her.

In der Zwischenzeit ist viel passiert – im deutschen Literaturgeschehen stritt man sich, ob die Erfahrungen einer jungen Schwarzen durch Weiße Übersetzer verfälscht würden, und entschied sich bei der deutschen Fassung von „The Hill We Climb“ für ein mehrköpfiges Team, das die zahlreichen Perspektiven repräsentieren sollte, von denen zu Deutsch „Den Hügel hinauf“ geprägt ist.

Nun monopolisiert Amanda Gorman abermals die Regale der Lyrik-Abteilung in allen großen Buchhandlungen und füllt die Leere, die sonst nur von Julia



»Gorman zieht die Wörter aus dem Wasser, **rettet** sie vor dem Ertrinken und lässt uns **unter die Oberfläche** blicken.«

Engelmann und Rupi Kaur zwischenzeitlich warmgesessen wurde.

Wer stolz ein Exemplar von „Call Us What We Carry“ in den Händen hält (Beeilung, denn es gibt schon Lieferschwierigkeiten!) stellt entzückt fest, wie schwer es ist.

Der neue Band umfasst stolze 228 und damit 207 Seiten mehr als die Druckfassung ihres ersten Werks.

Man sollte sich von der Länge jedoch keinesfalls abschrecken lassen – anders als in einem dichten Roman, den man vielleicht motiviert anfängt, dann vergisst und dessen letzte Seiten ungelesen bleiben, lässt sich Gormans Buch gleichwohl an einem Tag verschlingen, schließlich ist es nach wie vor ein Gedichtband, der neben schwarz prangenden Versen auch viel weiß lässt und dem wenige Worte genügen.

Eine Poesie-Sammlung, die dazu einlädt, nach dem ersten gierigen Überfliegen auch mal näher an die Worte heranzutreten und sich eben jenem in früheren Gedichtsanalysen im Deutschunterricht gefürchteten Raum zwischen den Zeilen zu nähern.

Dabei findet man sich wunderbar wieder, und zwar nicht nur als Spiegel unserer Gesellschaft, sondern auch im organisatorischen Sinn: Die gelungene Arbeit der Editor:innen erzeugt eine Ordnung, die die Orientierung anhand von zusammenhängenden Abschnitten und Kapiteln schafft.

Achtung: Es gibt auch ein Kapitel über Corona. Fairerweise ist es ein gutes Kapitel über Corona, aber es bleibt eben ein Kapitel über Corona.

Ich gehöre nicht zu denjenigen, die es sich mit Zeilen vom Maskentragen, distanzieller Nähe und dem „Stay Home to Save the World“ gemütlich machen.

Dennoch muss ich eingestehen, dass Gorman es durch die Positionierung des Corona-Kapitels gewissermaßen systematisch schafft, den nunmal momentan sehr greifbaren Konflikten einen Kontext zu geben, der sich auf andere Krisen transzendiert.

Und nein, ich suche mir auch nicht immer aus, mich abends zum Tee mit Konsum, Armut, Flucht und dem Klima auseinanderzusetzen, aber das verlangt das Buch auch nicht von mir.
Es hilft mir vielmehr dabei, die unbewussten Gedanken an die Probleme der Welt zu ordnen.

„We walk daily with the dying of the earth“, schreibt Gorman und trifft damit genau meine Frustration der unaufhörlich unbeantworteten Fragen.

Wieso zerstören wir kontinuierlich das, was wir am meisten lieben?
Wieso fällt es so schwer, zu verzichten?
Wie kann ich glauben, was ich längst weiß?

Fragen über Fragen, auf die Gorman zwar auch keine Antworten hat, aber wenigsten dabei hilft, sie sich konkret zu stellen. Und dabei schriftstellerisch so stark, dass die Ästhethik der angebotenen Konfrontation die Lesenden in der Tat inspiriert.

Es geht um Zukunftszweifel und Identität. Hass, Krieg, Epidemie, Polizeigewalt und Nähe. Die Komplexität aller Krisen. Kurz: Themen, die wohl kein Buch, was ab 2022 rauskommt, ignorieren kann.

Gorman experimentiert mit vielfältigen Techniken.

Neben Tagebucheinträgen, Umfragen und einem Drehbuch-Entwurf lassen sich auch Figurengedichte finden, die die Silhouette der Kuppel des Kapitols annehmen, oder in einer amerikanischen Flagge als „scars and stripes“ stehen.

Ebenso erfindet sie das „erasure poem“, wo sie Galgenmännchen mit uns spielt und durch gezieltes Weglassen von Buchstaben deren Sinn erweitert.

Gorman zieht die Wörter aus dem Wasser, rettet sie vor dem Ertrinken und lässt uns unter die Oberfläche blicken.

Wie Fische, noch zapelnd, schütteln sich die Lettern in neue Konstellationen zusammen. Aus „justice“ wird etwa „what just is“, aus „distance“ „distaste“ und auf „exist“ reimt sie „insist“.

Ihr Gedicht „roses“ („riots are red/ violence is blue/ We’re sick of dying/ How ‘bout you?”) liest sich wie eine Hymne der Black-Lives-Matter-Proteste.

Aber so düster wie sie uns die Problemlandschaft unserer Generation offenbart, kann die Poetin selbst in einer gespaltenen Gesellschaft noch Lichtblicke erhaschen.
Sie vereint Popkultur mit nüchterner Wissenschaft und klassischer Geschichte- ihre Inspirationen reichen von Rilke bis Rihanna.

Wenn die Wörter so rollen wie bei Gorman, fällt es schwer, sich nicht mitreißen zu lassen.

Wieso wir unbedingt ihr Buch lesen sollten (und weshalb es bestimmt bald Pflichtlektüre in jedem Englischunterricht wird) lässt sich mit der Kraft erklären, mit der simple Sätze unsere Rettung in einer in Problemen ertrinkenden Gegenwart sind. Gorman weiß:

„Language is a life craft,/ Language is a life raft.” ***|| Dorit Selting***

»Es geht um Zukunftszweifel und Identität. Hass, Krieg, Epidemie, Polizeigewalt und Nähe. **Die Komplexität aller Krisen.** Kurz: Themen, die wohl kein Buch, was ab 2022 rauskommt, ignorieren kann.«

Die Schwarze Szene

Betrachtung einer gar nicht mal so mysteriösen Subkultur

Schwarz-Weiß als „Motto“ über dieser Ausgabe. Mein erster Impuls war es, über das Schwarz-Weiß-Denken zu schreiben. Ein wenig Hobby zu philosophieren, vielleicht auch zu psychologisieren… Und dann habe ich entschieden, vielleicht mal was anderes zu schreiben. Wenigstens ein bisschen anders, so mit Recherche und so.

Der Auslöser kam auf der Zugfahrt von Leipzig zurück nach Bonn in einem Gespräch mit Leipziger Freund:innen. Vielleicht war er auch vorher, in der Küche meiner Mutter in Leipzig? Ich erinnere mich nicht mehr genau. Wichtig ist, es war ein Gespräch mit Leuten, die auch in Leipzig aufgewachsen sind.
Ich erzählte davon, dass über diesem FW auf eine wie auch immer geartete Weise Schwarz-Weiß stehen solle, und dass ich noch am Überlegen sei, worüber ich schreiben wöllte. Stichwort Schwarz-Weiß-Denken. Das fanden wir alle ne top erste Idee, aber so richtig überzeugt waren wir auch nicht. Und irgendwie kamen wir daraufhin auf das Wave-Gotik-Treffen (WGT) zu sprechen:

Jedes Pfingsten bevölkern schwarz gekleidete Gestalten Leipzig. Menschen mit weiß geschminkten Gesichtern, abstrakt massivem Makeup, kuriosen Kopfbedeckungen. Sie wandeln in riesigen Reifröcken, mit Zylindern und gepuderten Perücken durch den Clara Park, in zerfetzten Strumpfhosen, mit Neon Leuchtfarbe oder Steampunk-Sonnenbrillen bestückt durch ganz Leipzig. Mit bunten Haaren, nietenbesetzten Jacken und düster-mysteriösem Anschein irgendwie. Es ist ein Sehen und gesehen werden. Geschlechterrollen verwischen. Jede:r ist wie er:sie sein will, sieht aus, wie er:sie will. Klamotten werden selbst geschneidert, Outfits von langer Hand geplant. Menschen in Schwarz flanieren von Ort zu Ort, von Veranstaltung zu Veranstaltung. In einigen Cafés, Hotels etc. hängen für ein paar Tage schwarze Klopapierrollen. Es ist eine Form jährlichen Ausnahmezustands. Und das alles erscheint uns, die wir es nicht anders kennen, ganz normal. Es ist eben WGT.
Aber was das WGT eigentlich genau ist und wer es besucht, das wissen wir nicht. Und also habe ich mich kurzfristig in das Universum von Wave und Gothic und Co., in die Schwarze Szene, eingelesen.

» Der Name ist Programm, denn das Element, das alle Unterströmungen neben der Liebe zur Musik vereint, ist die Farbe **schwarz**. «

Das Wave-Gotik-Treffen

Das WGT in Leipzig ist weltweit eins der größten Festivals der Schwarzen Szene. Das erste Mal fand es 1992 im heutigen Conne Island in Connewitz statt. Damals nahmen nur ca. 2.000 Menschen teil, lauschten der Musik von acht Bands und zelebrierten das Anders Sein unter Gleichen. In den folgenden Jahren wuchs das Festival an, ging zwischendrin pleite, und wurde doch gerettet. Mittlerweile kommen über 20.000 Menschen aus allen Ecken und Enden der Welt an Pfingsten nach Leipzig. Über 200 nationale und internationale Bands spielen auf verschiedenen Bühnen und neben Musik wird auch Kunst und Literatur, Film und Kultur geboten. 2020 und 2021 musste das Festival coronabedingt ausfallen, noch ist unklar, ob es dieses Jahr stattfinden kann.

Schwarze Klamotten, Musik, und sonst? Die Schwarze Szene

Die Schwarze Szene entstand in den 80er Jahren, zum Teil aus dem Punk heraus, zum Teil von anderen Einflüssen inspiriert. Unter diesem Oberbegriff werden viele kleine und mittelgrößere Unterströmungen zusammengefasst. Und der Name ist Programm: Das Element, das alle Subkulturen neben der Liebe zur Musik vereint, ist die Farbe Schwarz. Die Stile von Mode und Musik gehen darüber hinaus aber in alle Richtungen.

Gitarrensounds und Elektro-Einflüsse sind die zwei Hauptmerkmale der schier unendlichen Musikrichtungen, die sich irgendwie der Schwarzen Szene zuordnen lassen – während einige Stile nur in der Szene typisch sind, gibt es doch auch Bands und ganze Stilrichtungen, die auch kommerziellere Erfolge hatten und haben. Die Musik reicht von New Wave über Gothic Punk und Mittelalterrock zu Richtungen namens Neue Deutsche Todeskunst, EBM (Electronic Body Music) oder Neofolk. Die Meinungen über die einzelnen Stile gehen auseinander, und während einige von Anfang an oder jedenfalls bis jetzt Bestand haben, verschwanden andere nach kurzem Hype wieder in der Versenkung beziehungsweise entwickelten sich mit der Szene weiter.

Wie bereits geschrieben, lassen sich unter dem Begriff der Schwarzen Szene verschiedenste Gruppen subsumieren. Abgrenzungen nach außen oder untereinander sind nicht klar. Als wiederkehrende Themen in der Szene lassen sich Romantik, Tod, Mystik, Religion, Kunst, Philosophie und Körpergefühl ausmachen. Im Zweifel immer unter einem etwas obskuren, gesellschaftlich eher negativ konnotierten Blickwinkel. Das ist zwar so, dennoch ist das Vorurteil, dass alle Gruftis mindestens leise depressiv sind, ziemlicher Unsinn. Vielmehr bezeichnet der Kulturwissenschaftler und Autor Alexander Nym sie als ein Abziehbild der Gesellschaft. Soll heißen: Wie auch in der Gesamtgesellschaft gibt es in der Szene depressive Menschen oder auch solche, die eher rechts sind. Was ein weiteres Vorurteil oder auch ein Vorwurf ist, dem die Szene immer wieder ausgesetzt ist. Sie sei rechts.

Es gibt rechte Einflüsse in einigen Musik- oder auch Stilrichtungen, die der Schwarzen Szene zugeordnet werden. Beispielsweise sehen sich Martial Industrial und Neofolk immer wieder mit der Kritik konfrontiert, da sowohl Texte als auch Ästhetik mit deutlichen Einflüssen von Uniformen und Kriegsthemen Raum für verschiedenste, auch rechtsradikale Interpretationen lassen. Die Frage, wo die bloße Provokation aufhört, und eine Ideologie beginnt, bleibt ungeklärt beziehungsweise ist immer wieder neu zu diskutieren. Fragwürdig und diskutierenswert bleibt auch die Tatsache, dass auf dem WGT ein Stand des als rechtsextremistisch eingestuften Verlags und Plattenlabels VAWS immer wieder einen Platz gefunden hat. Das WGT distanziert sich nicht explizit von rechts, versteht sich als unpolitisches Festival.

Ich kann kein abschließendes Urteil über die Thematik abgeben, weil ich dafür nicht tief genug in der Materie stecke. Am Anfang der Schwarzen Szene bekamen ihre Anhänger:innen jedenfalls eher von Skinheads aufs Maul. Heutzutage sind die Grenzen nicht immer deutlich erkennbar. Und doch, obwohl sich die Szene insgesamt als nicht politisch versteht, gibt es auch klare Bekenntnisse gegen Rechts, sei es durch Initiativen wie Schwarz statt Braun und Gruftis gegen Rechts oder in Songtexten und auch offenen Briefen und Statements von Bands.

Desweiteren

Andere Aspekte, die in den Medien im Zusammenhang mit der Schwarzen Szene häufig breitgetreten werden – vermeintlicher Okkultismus, Satanismus oder auch die Gleichsetzung mit der S/M-Szene – erzeugen ein falsches Bild. Hier greift wieder Nyms Beschreibung der Szene als ein Abziehbild der Gesellschaft. Einige Anhänger:innen lesen die satanische Bibel, lassen sich Runen-Tattoos stechen oder gehen zu S/M Partys. Verallgemeinern kann man das allerdings nicht.

Seit den 80er Jahren hat sich die Szene, wie auch das WGT stark verändert und vergrößert. Aus der Nischen- und Jugendkultur ist eine ganze Subkultur geworden, die sich auch häufig mit Vorwürfen der Kommerzialisierung auseinandersetzt. Insbesondere von Innen, wenn Alt-Anhänger:innen den Ansturm beklagen und die verbindenden Elemente vermissen. Wenn nicht mehr ganz klar ist, ob es nur um Fassade und ein nach Außen getragenes Bild geht. Wobei viele Szenemitglieder doch äußern, zur Szene gehören käme von Innen.

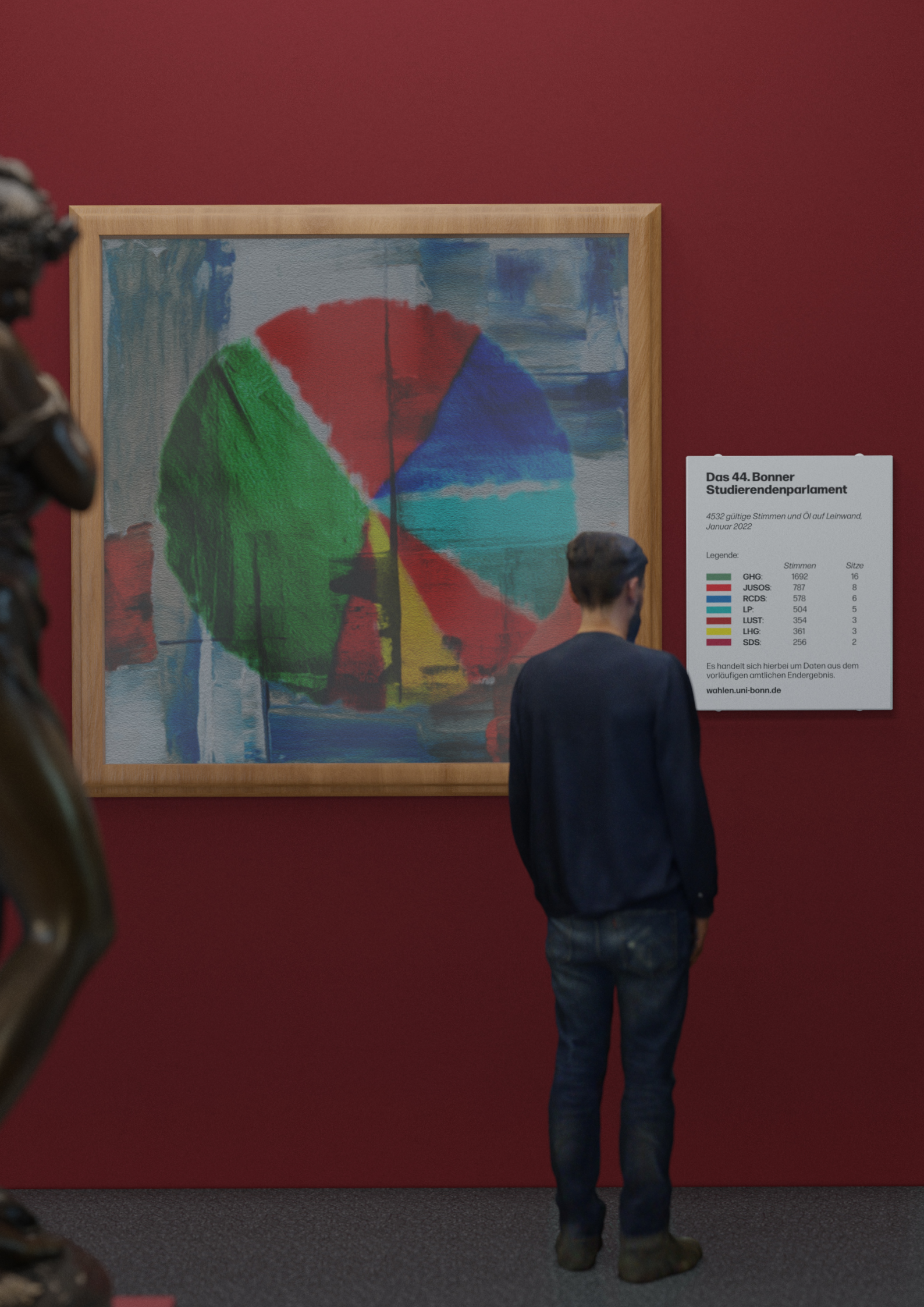
Ursprünglich jedenfalls ging es und geht es sicher heute auch vielen noch um die Abgrenzung zur schnelllebigen bunten Popkultur. Es geht um eine Darstellung von Persönlichkeit, um Individualismus. Frauke Stöber betitelt das Ausleben der Szene als friedliche Rebellion: Nicht unbedingt politisch, nicht unbedingt laut, sondern absolut individuell und persönlich, anders als und gegen den Rest.

Für mich als Außenstehende ist nach allen Texten, die ich gelesen, allen Dokus, die ich geschaut habe, immer noch nicht klar, ob es tatsächlich einen bestimmten Inhalt gibt, der die Szene verbindet. Oder ob es bei einer Form der Mentalität oder gar nur des Style bleibt. Frauke Stöber schreibt zwar, dass sich beispielsweise die EBM-Szene (die ja teilweise auch als Unterströmung der Musik der Schwarzen Szene gesehen wird), insofern von der Schwarzen Szene selbst unterscheide, als dass es nur um Musik und Disco gehe. Dass im Umkehrschluss die Schwarze Szene durch einen Inhalt und eine Mentalität vereint werde. Aber mir erscheint es eher so, dass in der Szene zwar ähnliche Themen immer wieder diskutiert werden, jedoch insbesondere durch das generelle Unpolitisch-Sein der Zusammenhalt eher in der Mentalität (individuell und anders, großteilig unverstanden zu sein), denn in inhaltlichen Gemeinsamkeiten liegt.

|| Helene Fuchshuber

»Ursprünglich jedenfalls ging es und geht es sicher heute auch vielen noch um die **Abgrenzung** zur schnelllebigen bunten Popkultur. Es geht um eine Darstellung von Persönlichkeit, um **Individualismus**.«

Wave-Gotik-Treffen in Leipzig.


Das 44. Bonner Studierendenparlament
4532 gültige Stimmen und Öl auf Leinwand, Januar 2022
Legende:
Stimmen Sitze
GHG: 1692 16
JUSOS: 787 8
RCDS: 578 6
LP: 504 5
LUST: 354 3
LHG: 361 3
SDS: 256 2
Es handelt sich hierbei um Daten aus dem vorläufigen amtlichen Endergebnis.
wahlen.uni-bonn.de